
Diesmal ist es wirklich anders

Amerikas »Große Rezession« im Spiegel der Geschichte

I.

In jüngster Zeit erliegt man auf beiden Seiten des Atlantiks zunehmend der Versuchung, eine grundsätzliche historische Auseinanderentwicklung der Vereinigten Staaten und Europas zu konstatieren.¹ 2003 entwarfen Habermas und Derrida eine prototypische Erzählung der europäischen Andersheit, um ihre Ablehnung des Irakkriegs zu begründen.² Zur Verteidigung Amerikas zeichnete Robert Kagan sein skizzenhaftes Porträt Europas als der Weltgegend, die von der Wirklichkeit vergessen worden war.³ Die gegenwärtige Wirtschafts- und Finanzkrise ist eine heilsame Erinnerung daran, wie eng beide Kontinente in Wirklichkeit miteinander verflochten sind, in schlechten wie in guten Zeiten. Denn in allererster Linie handelt es sich um eine atlantische Krise. Kein anderer Teil der Weltwirtschaft ist so stark von ihr betroffen wie Europa und Amerika. Und was die Ursachen des Debakels betrifft, kann auch keine der beiden Seiten ihre Hände in Unschuld waschen. Obwohl aber ihre Ursachen diesseits und jenseits des Atlantiks miteinander verknüpft waren, haben sich im Zuge der Entfaltung der Krise doch unterschiedliche Entwicklungspfade und Krisenerzählungen herausgebildet. Für die Europäer stellt die anhaltende Krise in der Eurozone gerade die Erzählung in Frage, die Habermas und Derrida heraufbeschworen hatten – das Projekt der europäischen Einigung, den Wohlfahrtsstaat, die Erinnerung an die Gewalttaten des Zweiten Weltkriegs, die jüngeren Hinterlassenschaften des Kalten Kriegs sowie Südeuropas Kampf um die Demokratie seit den 1970er Jahren. Das Europa von 2003 steht auf dem Spiel, wie an der Verve von Habermas' jüngsten Interventionen und seiner beeindruckenden Bemühung abzulesen ist, eine zündende Erzählung von

1 Der vorliegende Aufsatz ging aus einer Paneldiskussion hervor, die das *History Workshop Journal* im Frühjahr 2009 in London veranstaltete. Spätere Fassungen wurden 2011 und 2012 am *Heidelberg Center for American Studies* sowie 2012 im *Berliner Colloquium für Zeitgeschichte* vorgetragen. Mein Dank gilt den Teilnehmern all dieser Veranstaltungen. Für detaillierte Kommentare zur jetzigen Fassung möchte ich mich besonders bei Martin Bauer, Stefan Eich, Ted Fertik und Jeremy Kessler bedanken.

2 Jürgen Habermas und Jacques Derrida, »Der 15. Februar oder: Was die Europäer verbindet«, in: Jürgen Habermas, *Der gespaltene Westen*. Kleine politische Schriften X, Frankfurt am Main 2004, S. 43–51.

3 Robert Kagan, *Macht und Ohnmacht*. Amerika und Europa in der neuen Weltordnung, Berlin 2003.

Europa als dem Zentrum eines globalen Kosmopolitismus zu entwerfen.⁴ Viele Amerikaner hingegen sind wieder einmal schnell von Europas linkischer Suche nach einer Lösung der Krise frustriert. Ein Chor von Stimmen unter der Leitung von Marktanalysten und Großanlegern (»bond vigilantes«) kann es kaum abwarten, die Eurozone auseinanderbrechen zu sehen. Dem stehen die eher europafreundlichen Stimmen gegenüber, die einen beherzten Entwicklungssprung zu einem echten Föderalismus anmahnen. Auch sie sind nicht ohne historischen Bezugspunkt. Es ist üblich geworden, die Situation der Eurozone heute mit jener der Vereinigten Staaten in den 1790er Jahren zu vergleichen.⁵ In der politischen Vorstellungswelt der Amerikaner erscheint ein solcher Sprung in die Zukunft vermittelt eines Rückgriffs ins 18. Jahrhundert weitaus plausibler, als das in Deutschland der Fall sein mag, von Island oder der Republik Irland ganz zu schweigen. Aber das ist nicht die eigentliche Frage. Die muss vielmehr lauten: Wo ist Amerikas eigene Krisenerfahrung historisch situiert?

Einen Europäer muss es verblüffen, wie sehr die größte Krise des Kapitalismus seit den 1930er Jahren in den USA als eine grundsätzlich nationale Angelegenheit wahrgenommen wird. Im Großen und Ganzen gehen die Amerikaner nicht davon aus, dass ihnen jemand von außerhalb zuhört. Andererseits kann sich praktisch jede Erfahrung als irgendwie relevant erweisen, vielleicht gerade weil die nationale Handlungsfreiheit außer Frage steht. In einer Art und Weise, wie das in Island, Irland oder selbst Deutschland nicht der Fall ist, liegen alle Karten auf dem Tisch. Die Vereinigten Staaten bilden eine Arena, die zugleich spektakuläre Ausmaße hat – als nicht mehr größte, aber immer noch riesige Volkswirtschaft –, weitaus einheitlicher als der Euroraum und in frappierendem Maße selbstbezüglich ist. Hier haben wir es mit einer Welt für sich zu tun, die zumindest ihrem Selbstverständnis nach immer noch eine wirklich nationale Volkswirtschaft bildet. In den amerikanischen Debatten geben die Kommentatoren somit nicht nur ganz unterschiedliche Antworten auf die Frage: »Was tun?« Sie machen in ihren Antworten auch von dem ganzen Spektrum Gebrauch, sich zum Problem der Historisierung als solchem zu stellen. Manche umfassen räumlich wie zeitlich die gesamte Weltgeschichte, die sie als ihre Datenbank begreifen. Andere verorten sich mit ihren Handlungsvorschlägen in einer dicht gewobenen und tief nachempfundenen nationalen Erzählung. Wieder andere beschwören

4 Jürgen Habermas, *Zur Verfassung Europas*. Ein Essay, Berlin 2011.

5 Vgl. etwa Michael D. Bordo, Agnieszka Markiewicz und Lars Jonung, »A Fiscal Union for the Euro. Some Lessons from History«, NBER Working Paper, September 2011, <http://www.nber.org/papers/w17380>.

in ihren Weckrufen das Bewusstsein einer nationalen Krise herauf, eines Kairos, einer »rechten Zeit« der Einsicht und des entschlossenen Handelns. Natürlich sind solche Haltungen weder auf die USA noch auf die aktuelle Krise begrenzt. Es handelt sich um drei grundsätzliche Modi der Bezugnahme auf die nationale Geschichte. Was aber zumindest einem Außenseiter ins Auge sticht, ist das Ausmaß, in dem sich die Vereinigten Staaten immer noch als eine klassische, in sich geschlossene und selbstbezügliche Arena zur Fortschreibung der nationalen Geschichte begreifen lassen. Der sprachmächtigste, streitbarste und meistgelesene Kommentator, Paul Krugman, spannt alle drei Genres historischer Argumentation in den Dienst seiner Agenda eines aktivistischen Liberalismus. Dies macht ihn zu einer der spannendsten Stimmen nicht nur in den USA.

Im Folgenden werde ich die Frage nach dem historischen Blickwinkel dazu nutzen, drei grundsätzliche Positionen in der inner-amerikanischen Debatte zu unterscheiden: Die eine behandelt die Geschichte wie eine Datenquelle, weicht aber der Frage nach dem eigenen Standort aus; eine zweite sieht die Gegenwart durch die Entfaltung historischer Strukturen bestimmt und fragt, wo man innerhalb eines solchen Prozesses den Hebel des historischen Handelns ansetzen könnte; und die dritte begreift den gegenwärtigen Moment als den einer radikalen Krise, die zugleich Chance ist, und fordert dazu auf, uns den Herausforderungen dieses Augenblicks gewachsen zu zeigen. Im Anschluss werde ich meine Aufmerksamkeit darauf richten, wie Krugman zwischen den unterschiedlichen Positionen hin und her springt, zum Teil aufgrund seiner schieren Virtuosität, zum Teil aber auch aufgrund der unauflösbaren Spannungen sowohl innerhalb dieser Geschichtsverständnisse als auch zwischen ihnen. Zum Schluss werde ich argumentieren, dass Krugmans politische Vorstellungen, konsequent zu Ende gedacht, auf einen Diskurs des nationalen Aktivismus hinauslaufen, der keine Antwort auf die grundsätzliche Frage nach Amerikas Stellung in der Welt zu geben vermag.

Die Krise hat einige erstaunliche intellektuelle Nebenprodukte hervorgebracht.⁶ Schwarze Schwäne in pop-philosophischer Aufmachung wurden uns ebenso beschert wie radikale Anthropologie in David Graebers Jahrtausendgeschichte der Schulden, aber gewiss nichts, das überraschender und öffentlichkeitswirksamer gewesen wäre als ein Stück Geschichtsschreibung der extrem langen *durée* aus den Federn von Kenneth Rogoff und Carmen Reinhart, die früher als wissenschaftlicher Direktor respektive stellvertretende wissenschaftliche

6 David Graeber, *Schulden*. Die ersten 5000 Jahre, Stuttgart 2012; Nassim Nicholas Taleb, *Der schwarze Schwan*. Die Macht höchst unwahrscheinlicher Ereignisse, München 2008.

Direktorin im Internationalen Währungsfonds wirkten.⁷ Der Bogen, den Reinhart und Rogoffs *Dieses Mal ist alles anders* spannt, wird dem Anlass gerecht. Die Autoren bieten auf der Grundlage des größten Datenbestands, der je zu diesem Thema zusammengestellt wurde, einen 800 Jahre umfassenden epischen Überblick über Finanzkrisen und Zahlungsausfälle. Mit Beispielen von binnenwirtschaftlichen wie internationalen Zahlungsschwierigkeiten, die vom mittelalterlichen England bis zu Ostasien im späten 20. Jahrhundert reichen und Englands Glorreiche Revolution im 17. Jahrhundert so wenig aussparen wie Lateinamerika im 19., können Reinhart und Rogoff beanspruchen, die Geschichte der Finanzkrisen auf eine neue Grundlage gestellt zu haben. Obwohl in nahezu unlesbarer Prosa verfasst, hat sich das Buch zu einem obligatorischen Bezugspunkt der politischen Diskussion entwickelt. Insofern kann es mit Fug und Recht beanspruchen, das in der Praxis einflussreichste historische Werk seit Milton Friedmans und Anna Schwartz' *Monetary History of the United States* zu sein. Was aber verstehen Reinhart und Rogoff unter Geschichte? Sie führen ihren Riesenberg an Belegen ins Feld, nicht um den unablässigen Gang des unaufhörlichen Wandels der Moderne zu demonstrieren, auf den ihr Titel ironisch anspielt, sondern das genaue Gegenteil, ein Muster monotoner Wiederholungen. In einem Moment, in dem der Kapitalismus einmal mehr sein Potenzial zu einer kreativen Zerstörung ziemlich beispiellosen Ausmaßes unter Beweis stellt, zielt der Text, der die öffentliche Wahrnehmung am meisten in Bann zog, erstaunlicherweise darauf, die Wahrheit der salomonischen Volksweisheit »Es gibt nichts Neues unter der Sonne« unter Beweis zu stellen. Wie das Autorenduo selbst schreibt: »Unsere zentrale Botschaft lautet schlicht: An dem Punkt, an dem wir heute sind, waren wir schon einmal. Mag sich der jüngste finanzielle Boom oder Zusammenbruch auch immer wieder völlig anders darstellen, so bestehen in der Regel doch bemerkenswerte Ähnlichkeiten mit vergangenen Ereignissen in anderen Ländern oder in unserer eigenen Geschichte.«⁸ – »Finanzkrisen folgen einem Rhythmus von Aufschwung und Abschwung. Länder, Institute und Finanzinstrumente mögen sich verändert haben, die menschliche Natur ist jedoch die gleiche geblieben.«⁹ Dies ist keine Fortschrittsgeschichte des Kapitalismus, sondern eine zeitlose Chronik der menschlichen Natur. Reinhart und Rogoff beschäftigen sich nicht mit dem Nutzen der modernen Finanzwirtschaft oder mit den Sachinvestitio-

7 Carmen M. Reinhart und Kenneth S. Rogoff, *Dieses Mal ist alles anders*. Acht Jahrhunderte Finanzkrisen, München 2010.

8 Carmen M. Reinhart und Kenneth S. Rogoff, *This Time Is Different*. Eight Centuries of Financial Folly, Princeton 2009, S. XXV [in der dt. Ausgabe nicht enthalten].

9 Reinhart und Rogoff, *Dieses Mal ist alles anders*, S. 27.

nen, die gestemmt werden konnten, indem man einen Kreditboom auslöste. Die Automobil- und die IT-Revolution figurieren in ihrer Geschichte lediglich als kurzlebige Investorentrends, die den jüngsten kurzlebigen Boom vorbereiten und begünstigen. Die Perspektive, zu der sie ihre Leser ziemlich unbefangen verleiten, ist die des weltverdrossenen Rentiers, der die letzten 800 Jahre Menschheitsgeschichte Revue passieren lässt und dabei immer wieder nur das eine lernt: »dass der am häufigsten wiederholte und teuerste Investmentrat, der jemals [...] erteilt wurde, aus der Wahrnehmung entsteht, dass ›diesmal alles anders ist‹. [...] Finanzprofis und oft auch Regierungsmitglieder behaupten, wir würden heute alles besser machen als zuvor, wir seien klüger und hätten aus vergangenen Fehlern gelernt. Jedes Mal redet sich die Gesellschaft ein, der aktuelle Boom basiere – anders als viele frühere Boomphasen, die katastrophalen Zusammenbrüchen vorausgingen – auf soliden Grundlagen, strukturellen Reformen, technologischer Innovation und vernünftiger Politik.«¹⁰ – »Wir hoffen, dass die Beweise in diesem Buch zukünftige politische Entscheidungsträger und Investoren zu einem kurzen Nachdenken bewegen, bevor sie das nächste Mal verkünden: ›Dieses Mal ist alles anders.‹ Das ist es fast nie.«¹¹ Obwohl als bahnbrechendes wissenschaftliches Werk gepriesen, ist Reinharts und Rogoffs Buch in Wirklichkeit doch ein Kind der inzestuösen Welt der Politikplanung, Eliten-Anlageberatung, Wirtschaftsfachabteilungen und Finanzmedien, deren geistige Gewohnheiten es kritisiert. Die natürliche Folge dieses datengesteuerten Positivismus besteht darin, dass Reinhart und Rogoff zwar immer mehr Belegmaterial anhäufen, während sich die Geschichte als Erzählung oder Prozess aber im selben Maß in Luft auflöst. Stattdessen haben wir es mit einer riesigen Sammlung von Episoden zu tun, die auf Diagramme und Tabellen verteilt sind, häufig in alphabetischer Reihenfolge nach Ländern sortiert, unabhängig von Größe, Bedeutung oder Chronologie, als sollten sie jeder sinnvolleren Anordnung spotten. Zuweilen erinnert diese obsessive Zusammenstellung von Zahlenkolonnen an die primitivste Form von Marktgläubigkeit, die Numerologie der sogenannten Chartisten.

Die Ironie besteht in Folgendem: Je größer die Datenmenge, je vielseitiger die Messmethoden, je zahlreicher die Kennziffern von Krisen und Bankenpleiten, desto unausweichlicher wird die Schlussfolgerung, dass es manchmal *tatsächlich* anders gewesen ist. Die Heftigkeit der Banken-, Währungs- und Finanzkrisen zwischen 1914 und 1945, vor allem aber in den 1930er Jahren, kennt in keiner geschichtlichen

10 Ebd., S. 34.

11 Ebd. [Übers. geänd.].

Epoche davor oder danach eine Parallele. Dann kam es nach einer nicht weniger unleugbaren bemerkenswerten Ruhephase, die den größten Teil eines halben Jahrhunderts währte, in den 1980er Jahren zu einer zweiten eklatanten Zuspitzung von Finanzmarkturbulenzen, die – berücksichtigt man die Schlüsselrolle der Vereinigten Staaten für die Weltwirtschaft – seit 2008 ein spektakuläres neues Ausmaß angenommen haben. Daraus ergeben sich zwei Fragen, die zwar von Reinharts und Rogoffs Daten ausgehen, aber ihre ahistorischen Schlussfolgerungen grundsätzlich in Zweifel ziehen. Die erste dieser Fragen verlangt eine Erklärung dafür, warum wir es heute nicht mit einer regulären Krise zu tun haben, sondern mit einem außergewöhnlichen Zusammentreffen von Faktoren, wie es dies im Ausmaß der betroffenen finanz- und geldpolitischen Instrumente noch nie gegeben hat. Hier geht es um eine historische Erklärung nicht im Sinne einer langen Liste analoger Fälle, sondern im Sinne einer Erzählung, die beleuchtet, wie Amerika in die Situation geriet, in der es sich heute befindet. Die zweite Frage schaut nicht zurück, sondern konzentriert sich auf das Drama des besonderen Moments, in dem wir uns befinden, auf das Jetzt. Wie sollten wir angesichts der Tatsache, dass es *diesmal* wirklich *anders* ist, reagieren?

Im Mai 2012 gebrauchte der konservative Kolumnist David Brooks den Ausdruck »Strukturalist«, um die erste Art von Reaktion zu beschreiben. Er bekannte sich zu einer Denkweise, die Amerikas Probleme nicht als Routine, nicht einfach nur als Folge des Platzens einer typischen Investitionsblase versteht, sondern als etwas Grundlegendes, das sich unterschwellig geschichtlichen Entwicklungen verdankt. Brooks prägte diese Verwendungsweise des Ausdrucks, um die Position zu kennzeichnen, die Raghuram Rajan in seinem preisgekrönten Buch *Fault Lines – Verwerfungen* bezog.¹² Rajan lehrt Finanzwissenschaften an der Universität Chicago und wurde kürzlich zum Chefberater der indischen Nationalbank ernannt. Einen Namen machte er sich 2005 bei der jährlichen Tagung der Notenbanker in Jackson Hole, als er Chefökonom des IWF war. Rajan besaß die Kühnheit, den kurz vor dem Ausscheiden stehenden Alan Greenspan mit einer alarmierenden Warnung vor den gewaltigen Risiken zu provozieren, die sich unter dessen Aufsicht im amerikanischen Creditsystem gebildet hatten.¹³ Trotz seiner Zugehörigkeit zum Establishment ist Rajan ein ebenso eigenwilliger wie vielseitiger Kopf. Zu den Auffälligkeiten von

12 Raghuram G. Rajan, *Fault Lines – Verwerfungen*. Warum sie noch immer die Weltwirtschaft bedrohen und was jetzt zu tun ist, München 2012.

13 Raghuram G. Rajan, »Has Financial Development Made the World Riskier?«, NBER Working Paper 11728, November 2005, <http://www.nber.org/papers/w11728>.

Fault Lines gehören nicht zuletzt die Quellen des Buches. Als Einflüsse werden Robert Wade, Robert Brenner und Wolfgang Streeck genannt, allesamt Lieblinge der trotzig neomarxistischen *New Left Review*. Da dürfte es kaum überraschen, dass Rajan sich ganz anders auf Geschichte bezieht als Rogoff und Reinhart. Ein ahistorischer Positivismus riesiger Datenmengen ist seine Sache nicht. Er entwirft vielmehr eine Geschichte der Gegenwart, die im Detail zeigen soll, wie bestimmte Trends und Prozesse den Spielraum unseres Handelns und Verständnisses definieren und begrenzen. Der Kreditpolitik der 1990er und 2000er Jahre lag nicht einfach die menschliche Natur zugrunde, sondern ein neues und tief verwurzeltes Problem der amerikanischen Gesellschaft – der Wandel der globalen Arbeitsteilung, der aus dem Markteintritt von Hunderten Millionen neuer Arbeiter in Asien folgte. In einem Kapitel mit dem Titel »Gebt ihnen Kredite« bietet Rajan einen bemerkenswerten Abriss, in dem er zeigt, wie republikanische und demokratische Regierungen in den 1990er und 2000er Jahren sukzessive versuchten, den verblassenden amerikanischen Traum zu retten, indem sie billige Kredite für einkommensschwache amerikanische Familien förderten.¹⁴ So wurden auf das System der privaten Krankenversicherung und die unkontrollierten Kreditkartenschulden zusätzlich gigantische Hypothekenschulden draufgesattelt und damit ein immer größerer Teil der amerikanischen Gesellschaft finanziellen Risiken beispiellosen Ausmaßes ausgesetzt. Mit einem der schwächsten sozialen Sicherheitsnetze in der westlichen Welt und einer Arbeitnehmerschaft, die zunehmend von unvorhersehbaren, lang anhaltenden Phasen der Arbeitslosigkeit bedroht ist, hat sich die amerikanische Gesellschaft nicht nur zum Hauptmotor der globalen Nachfrage, sondern auch zu dem Gemeinwesen entwickelt, das am dramatischsten auf jeden drohenden Abschwung reagiert. Auf die wachsende Arbeitslosigkeit und die schwere Not von Millionen von Bürgern antwortet der Kongress mit finanzpolitischen Ad-hoc-Maßnahmen nach dem Gießkannenprinzip. Die US-Notenbank ist politischen Einflüssen stärker ausgeliefert als jede andere Zentralbank. Die Wall Street, die dies weiß, hat zynisch darauf gesetzt, dass sie sich stets auf die »Greenspan-Option« würde verlassen können: Die Federal Reserve würde nichts tun, um das Entstehen einer Blase zu blockieren, aber im Fall eines Crashes eingreifen, um einen völligen Zusammenbruch zu verhindern. Indem er die Interessen der amerikanischen Gesellschaft mit dem Gedeihen der Märkte gleichgesetzt hatte, hatte Greenspan derartige Erwartungen zu einer sicheren Wette gemacht. Unter dem Druck der Bedürfnisse einer immer verängstigt-

14 Rajan, *Fault Lines*, S. 39–78.

teren Mittelschicht hat sich Amerika in einen zutiefst destabilisierenden Faktor für die Weltwirtschaft verwandelt.

Jemand, der wie Rajan die Notwendigkeit betont, das soziale Sicherheitsnetz und das Bildungssystem auszubauen, lässt sich schwerlich als naiver Marktgläubiger bezeichnen. Rajans Position erinnert eigentlich an die klassischen Theoretiker der sozialen Marktwirtschaft, die einen Verfassungskompromiss anstreben, durch den sich Kapitalismus und Demokratie versöhnen lassen. Doch weil Rajan auf der Notwendigkeit struktureller Lösungen besteht, zieht er den Zorn vieler amerikanischer Liberaler auf sich. Indem er die Opfer selbst für ihr Scheitern auf dem Arbeitsmarkt verantwortlich macht, scheint er den Druck der Beschäftigungskrise zu ignorieren. Welche strukturellen Probleme die Wirtschaft der USA auch immer belasten, für seine Kritiker sind sie zweitrangig im Verhältnis zu dem katastrophalen Vertrauensverlust und dem nicht weniger desaströsen Nachfrageeinbruch, die die Wirtschaft in eine Doppelrezession zu reißen drohen. Das Wachstum, das keine neuen Arbeitsplätze schafft, sagen diese Kritiker, verdanke sich nicht strukturellen Schwächen, sondern zögerlicher Nachfrage. Statt die vergangenen Jahrzehnte in den Blick zu nehmen, um die Wurzeln von Amerikas Problemen in der Globalisierung des späten 20. Jahrhunderts auszumachen, ist der historische Bezugspunkt dieser Stimmen der letzte Moment einer nationalen Krise in Amerika, die Große Depression. Tatsächlich war in den 2000er Jahren eine bemerkenswerte Nostalgiewelle für die 1930er und 1940er Jahre zu beobachten. Rechtzeitig zur Jahrtausendwende war der Journalist und Fernsehmoderator Tom Brokaw mit dem Mythos von der »größten Generation« zur Stelle.¹⁵ Obamas Wahlkampf und seine erste Amtszeit waren voller Reminiszenzen an den New Deal.¹⁶ Nicht dass bezüglich der Erinnerung an den New Deal große Einigkeit herrschte. Wie lohnend die Amerikaner den Streit über diese geschichtliche Epoche auch heute noch finden, könnte einen Europäer womöglich überraschen.¹⁷ Über die richtige Erklärung der Beschäftigungskrise der 1930er Jahre beharren sich die Ökonomen leidenschaftlich. Für Monetaristen wie Ben Bernanke ist die richtige Interpretation der Weltwirtschaftskrise geradezu ein Glaubensartikel. Im Namen der Notenbank sagte er anlässlich von Milton Friedmans 90. Geburtstag: »Ich

15 Tom Brokaw, *The Greatest Generation*, New York 1998.

16 Christina D. Romer (Council of Economic Advisers), »Lessons from the Great Depression for Economic Recovery in 2009«, Brookings Institution, Washington, D.C., 9. März 2009.

17 Robert Whaples, »Where Is There Consensus among American Economic Historians? The Results of a Survey on Forty Propositions«, in: *The Journal of Economic History*, Bd. 55, Nr. 1 (März 1995), S. 139–154.

möchte Milton und Anna etwas sagen. Zur Großen Depression. Ihr hattet recht, das war unsere Schuld. Es tut uns sehr leid. Aber dank euch machen wir das nicht noch mal.«¹⁸ Nie wieder würde die Fed hinnehmen, dass eine Deflation um sich greift. Nie wieder würde sie zulassen, dass die Geldmenge schrumpft, nie wieder eine ganze Serie von Bankenpleiten dulden. Für die sogenannten »Süßwasser-Ökonomen« hingegen, die Vertreter der doktrinärsten Form von Rational-Choice-Wirtschaftslehre, war die Massenarbeitslosigkeit der 1930er Jahre nicht die Folge einer schlechten Geldmengenpolitik, sondern katastrophaler Interventionen auf der Angebotsseite des Arbeitsmarktes, die zu einem abrupten und beispiellosen Nachlassen der Arbeitsbereitschaft führten.¹⁹ Für die Süßwasser-Ökonomen glich die Große Depression, wie Paul Krugman beißend formuliert, so etwas wie »Großen Ferien«.²⁰ Auf der Linken wiederum wird erbittert darüber gestritten, ob der New Deal mit dem Rechtsphilosophen Bruce Ackerman als ein dritter großer Moment der nationalen Neugründung oder vielmehr als die Stunde eines gebrochenen großen Versprechens zu verstehen ist.²¹

Eine besonders radikale Ausprägung dieser Fixierung auf die 1930er Jahre stellen Robert Shiller und George Akerlof in ihrem Buch *Animal Spirits* unter Beweis. In ihrer leichtgewichtigen Darbietung entfalten der Marktbeobachter und der Nobelpreisträger ein Argument zur Rehabilitierung von Keynes' Überzeugung, es seien die psychologischen Faktoren, die das Wirtschaften in Wirklichkeit steuerten. Was ihr Buch beachtenswert macht, ist der Umstand, dass es eine ganz besondere Version der Geschichte der 1930er Jahre auf den Punkt bringt. Für Shiller und Akerlof gleicht die Entwicklung der US-Wirtschaft einem Passionsspiel, das von zwei großen Dramen bestimmt wird, nämlich der aktuellen Krise und ihrem einzigen Vorläufer, der Großen Depression. Wie die heutige Krise war auch die Weltwirtschaftskrise mehr als nur ein ökonomisches oder politisches Ereignis. Sie hatte eine epistemische Dimension. Wo Rogoff und Reinhart Erkenntnisse mit der Holzhammermethode zu erlangen suchen und Rajan mit den Strukturalisten eine komplexe Geschichte über den geschichtlichen

18 Bemerkungen von Notenbankgouverneur Ben S. Bernanke auf der Konferenz zu Ehren Milton Friedmans, Universität von Chicago, Illinois, 8. November 2002.

19 Edward C. Prescott, »Some Observations on the Great Depression«, in: *Federal Reserve Bank of Minneapolis Quarterly Review*, Bd. 23, Nr. 1 (Winter 1999), S. 25–31; Lee E. Ohanian, »What – or Who – Started the Great Depression?«, NBER Working Paper 15258, August 2009, <http://nber.org/papers/w15258>.

20 Paul Krugman, »How Did Economists Get it So Wrong?«, in: *The New York Times*, 2. September 2009.

21 Man vergleiche Bruce Ackerman, *We the People*, Bd. 2: Transformations, Harvard 1998, und Alan Brinkley, *The End of Reform. New Deal Liberalism in Recession and War*, New York 1995.

Wandel erzählt, beginnen Shiller und Akerlof mit Henry James: »Es gibt zuweilen verräterische Momente im Leben. In Henry James' Roman *Die goldene Schale* genügt der amerikanischen Erbin ein einziger Blick, um ihren Verdacht bestätigt zu finden [...]. Für die Weltwirtschaft war der 29. September 2008 ein solcher besonderer Augenblick. [...] Plötzlich rückte das, was zuvor lediglich als weit entfernte Möglichkeit erschienen war – eine Wiederkehr der Großen Depression –, in greifbare Nähe.«²² Für die Autoren bietet sich nur in solchen Krisenmomenten die Möglichkeit, sowohl die Wahrheit über die Funktionsweise der Wirtschaft zu erkennen, als auch deren Steuerung und Überwachung entsprechend anzupassen. Die Wahrheit über den Kapitalismus wird nicht durch die Anhäufung riesiger Datensätze oder durch die besonnen zurückblickende Rekonstruktion einer historischen Erzählung enthüllt, sondern durch die unmittelbare gelebte Krisenerfahrung der Zeitgenossen selbst. Unsere eigene Erfahrung der jetzigen Krise ist es, die uns einmal mehr die schwindelerregende Einsicht in die Irrationalität der kapitalistischen Wirtschaftstätigkeit wertzuschätzen lehrt, die sich Keynes bereits in den 1930ern aufdrängte. »In den damaligen harten Zeiten erfuhr die Welt auf schmerzliche Weise, wie die Wirtschaft wirklich funktioniert. Wir lernten überdies die angemessene Rolle des Staates in einer widerstandsfähigen kapitalistischen Wirtschaft kennen.«²³ Im Unterschied zu Rajan, der von den 1870er bis zu den 1970er Jahren eine ungebrochene institutionelle Kontinuität am Werk sieht, bestehen Shiller und Akerlof darauf, dass infolge der 1930er Jahre eine Reihe von grundlegenden Strukturen geschaffen wurde, um den Kapitalismus vor sich selbst zu retten. Das Vertrauen der amerikanischen Anleger wurde von einer allgemeinen Fortschritts-erzählung getragen, die an den Sieg im Zweiten Weltkrieg anknüpfte. Die Gewerkschaften achteten auf Fairness im Arbeitsmarkt. Durch die Vermeidung übertriebenen Inflations- und Deflationsdrucks ließen sich die Ansprüche von Sparern und Kreditnehmern ausbalancieren. Eine wirksame Regulierung zügelte die Gier der Wall Street. Doch blieb dieses ausgesprochen effektive System ökonomischer Steuerung und Überwachung, wie Akerlof und Shiller hervorheben, stets verwundbar, weil die Botschaft der keynesianischen Revolution nur zum Teil angekommen war. Die volle Kraft von Keynes' radikaler Botschaft in der *Allgemeinen Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes* wollte man nicht zur Kenntnis nehmen. Nur diejenigen Elemente, die sich in ein technizistisches und rationalistisches makroökonomisches Pa-

22 George A. Akerlof und Robert J. Shiller, *Animal Spirits*. Wie Wirtschaft wirklich funktioniert, Frankfurt am Main und New York 2009, S. 7 [Übers. geänd.].

23 Ebd., S. 7 f.

radigma integrieren ließen, konnten sich im Mainstream etablieren. Genau dies war auch der Grund, warum sich der Keynesianismus in den 1970er Jahren anfällig für die Gegenreformation von *rational choice* und Mikrofundierung zeigte. Doch war der Rationalismus der Neuen Institutionenökonomik seinerseits völlig ungeeignet, um die wilden Leidenschaften räuberischer Gier und Ungleichheit zu zügeln, die durch die Marktliberalisierung entfesselt wurden. Mit ihrem naiven Optimismus bezüglich der »unsichtbaren Hand« ließen es die Regierungen auf ihrem neoliberalen Kreuzzug zu, dass sich die Märkte berauschten. Und so bietet der ernüchternde Schock der gegenwärtigen Krise für Akerlof und Shiller die Chance, Keynes' grundlegende Einsichten, untermauert durch die neuen Erkenntnisse aus der Verhaltensökonomik, von neuem zur Geltung zu bringen.

II.

In den vergangenen zehn Jahren hat es keinen selbstbewussteren und angriffslustigeren Kommentator des Wirtschaftsgeschehens gegeben als Paul Krugman – und keinen, der mehr Leser gefunden hätte. Als nobelpreisgekrönter Makroökonom, Kolumnist der *New York Times* und wichtigster Kritiker der Regierung Bush erfreut er sich eines bemerkenswerten Echos. Was freilich im Licht der oben getroffenen Unterscheidungen ebenso bemerkenswert ist, ist die Leichtigkeit, mit der sich Krugman zwischen allen drei historischen Registern bewegt, die den Rahmen der amerikanischen Debatte bilden. Als er beispielsweise Rajan attackierte, verlieh er Brooks' Strukturalismus-Etikett seine eigene politische Note. Für Krugman sind Strukturalisten Konservative, die die Krise ausnutzen wollen, um ihre Agenda reaktionärer Ausgabenkürzungen durchzuboxen. Die strukturalistischen Lesarten des amerikanischen Beschäftigungsproblems seien in der Sache falsch. Rajans Hinweis, die jüngste Blase sei durch die öffentlichen Hypothekenbanken Fanny Mae und Freddie Mac zur Besänftigung einer unter Druck geratenen Arbeiterwählerschaft aufgebläht worden, ist in Krugmans Augen angesichts der Wortführerschaft des großen Geldes in der US-Politik geradezu abwegig. Der Kongress handele nicht aus Sorge um Menschen mit schlechter Bonität, und nicht die Wählerstimmen der amerikanischen Mittelschicht heizten den Boom an, sondern die Leichtfertigkeit, mit der die Politik die Haftung für die Gier derjenigen übernommen habe, die von der Kreditvergabe profitierten. Der Strukturalismus ist, so gesehen, einfach eine Ausrede für Untätigkeit. Krugman gibt sich gerne als Mann der Tat: In einer Zeit der Krise langfristig zu denken, ist verantwortungslos. Wie Keynes sagte: Auf lange Sicht sind wir alle tot. Wir sollten uns weniger mit der Frage beschäftigen, wie es zu dieser Rezession kam, als damit, wie wir

sie überwinden. Wir wissen sowieso nicht wirklich, wie man ein lang anhaltendes Wachstum hinbekommt, während wir sehr wohl wissen, wie man kurzfristig Nachfrage ankurbelt. End this recession now! – Im Stil eines Erweckungspredigers etikettiert Krugman sie als eine altmodische Rezession, eine unnötige, archaische Krise, die es auf altmodische Weise zu bekämpfen gilt, also mit einer kompromisslos keynesianischen Medizin: Fiskalpolitik in hohen Dosen.

Polemisch tut das zweifellos seine Wirkung. Es ist aber keine Position, die Krugman wirklich durchhalten könnte. In seinen breitgefächerten Schriften der vergangenen zwanzig Jahre hat er uns weit mehr geboten als nur eine Diagnose der aktuellen Krise. Trotz seiner Weigerung, sich in Debatten um Amerikas langfristige Wachstumsaussichten verstricken zu lassen, verfügt er sehr wohl über eine Zukunftsvision. Die Infrastruktur liegt ihm so sehr am Herzen, dass er sogar bereit ist, Bostons notorisch verspätetes und überteuertes Tunnelbauprojekt »Big Dig« zu preisen. Und er hat sehr wohl eine historische Erklärung dafür, wie wir dahin gekommen sind, wo wir heute stehen. Ja, wenn wir die Entwicklung seiner Arbeiten und seiner Rezensionen der Arbeiten anderer verfolgen, dann entdecken wir in Krugman nicht nur den Mann der Tat, sondern einen Denker des Langfristigen – einen Linksstrukturalisten. Auch für ihn ist die Große Depression der Prüfstein, doch versteht er die seinerzeitige Krise im Kontext einer hochpolitischen und gründlich historisierten Geschichte. »Um die Hintergründe der Krise zu verstehen«, betont er folglich, »kommen wir daher nun auf die galoppierenden Einkommensunterschiede und das zweite Vergoldete Zeitalter zu sprechen.«²⁴ Wo Rajan Einkommensungleichheiten als Ausfluss der apolitischen Kräfte von Technik und internationalem Handel betrachtet, ist die Verteilung von Einkommen und Wohlstand für Krugman letztlich eine politische Frage. Wie er in einem Interview sagte: »[E]s ist sehr gut möglich, dass der langfristige Zustand, der natürliche Zustand, von besonderen Episoden einmal abgesehen, ein Zustand extremer Ungleichheit ist. [...] Wir stellen uns diese [...] ziemlich anständige Gesellschaft – die offensichtlich ihre Probleme hatte, aber trotzdem ziemlich anständig war, was die Mittelschicht betrifft –, diese Gesellschaft, wie wir sie für eine Generation nach dem Zweiten Weltkrieg hatten, stellen wir uns immer noch als natürlichen Endzustand der modernen Technik, der modernen Entwicklung vor, und ich glaube, wenn man alle Indizien abwägt, kommt man zu dem Schluss: Nein, so funktioniert das nicht.«²⁵

24 Paul Krugman, *Vergesst die Krise!* Warum wir jetzt Geld ausgeben müssen, Frankfurt am Main/New York 2012, S. 85.

25 Paul Krugman, Interview mit dem Magazin *Wired*, <http://www.wired.com/underwire/2012/05/paul-krugman-geeks-guide-galaxy/all/1>.

Was die »anständige«, halbwegs egalitäre Gesellschaft schuf, in der Krugman und die Generation der Babyboomer aufwuchsen, war nicht eine normal funktionierende Marktwirtschaft vor der jüngsten Phase der Globalisierung, wie Rajan sich das denkt, sondern die Politik, insbesondere die sogenannte »Große Kompression«, die Ende der 1930er Jahre einsetzte.²⁶ »[D]ie New Deal-Ära führte zu einer großen Nivellierung; sie verwandelte uns im Wesentlichen in ein Land der Mittelschicht, und das dauerhaft. Die Frage ist nicht, warum das geschah, sondern warum es von Dauer war. Das lag an den Gewerkschaften. [...] Es stimmt wahrscheinlich, dass die Gewerkschaftsbewegung ein bedeutender Faktor dafür war, dass wir in diesem Land eine große Mittelschicht haben. Die Zerschlagung der Gewerkschaften außerhalb des öffentlichen Sektors ist ein wichtiger Faktor dafür, dass wir kein Mittelschichtland mehr sind.« Und weiter: »Die beste Generation Wirtschaftswachstum, die wir je hatten, waren die rund 25 Jahre nach 1947, eine Zeit hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrads und hoher Grenzsteuersätze.« Die Zerschlagung dieses Regimes mit starken Gewerkschaften und einer relativ geringen Ungleichheit »war eine politische Entscheidung«, keine wirtschaftliche Notwendigkeit. Das soziale und politische Gleichgewicht wurde durch den Furor der neuen Rechten, der sogenannten »konservativen Bewegung«, zerstört. Sie nutzte die Polarisierung durch die Rassenpolitik der Bürgerrechtsrevolution aus und brach die Vormachtstellung der Demokraten in den Südstaaten; sie brachte damit erst Nixon und später Reagan an die Macht. »Ich glaube, die Wahl, die wir getroffen haben, ohne wirklich zu verstehen, dass wir diese Wahl trafen, bestand darin, aus der Arbeit für Walmart Billigjobs zu machen. Zwingend war das nicht. Unter anderen rechtlichen Voraussetzungen hätte ein Riesenkonzern mit mehr als einer Million Angestellten sehr wohl auch eine Firma mit einer gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmerschaft und folglich anständigen Löhnen sein können. [...] Wäre es nicht nach den Spielregeln der ›Reaganomics‹ zum Aufstieg der Megastores gekommen, in denen die Arbeitgeber tun und lassen konnten, was sie wollten, um eine gewerkschaftliche Organisation zu verhindern, dann sähe heute alles anders aus.«²⁷

Was Krugmans Analyse so eindringlich macht, ist gerade die Art und Weise, wie er die historische Tiefenebene einer strukturalistischen Analyse mit der Energie und Wucht verbindet, die sich einer

26 Krugman zitiert die Formulierung von Claudia Goldin und Robert A. Margo, »The Great Compression. The Wage Structure in the United States at Mid-Century«, in: *The Quarterly Journal of Economics*, Bd. 107, Nr. 1 (Februar 1992), S. 1-34.

27 Paul Krugman, Interview mit dem *Playboy*, 2012, <http://thefaintofheart.files.wordpress.com/2012/02/the-2012-interview-with-paul-krugman.pdf>.

Perspektive auf die Geschichte als Offenbarung verdanken. Rajans nüchtern konstatierte Unausweichlichkeit der Globalisierung ist seine Sache nicht. Auch der einigermaßen sorglosen Beschwörung der »animal spirits«, die Akerloff und Shiller betreiben, schließt er sich nicht an. Krugman ist es ernst, wie er seine Leser immer wieder mahnt. Was auf dem Spiel steht, sind weder fruchtlose akademische Theorien noch symbolische politische Siege, sondern die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Dutzender Millionen von Landsleuten. Obwohl uns Jahrzehnte und ein beträchtlicher Anstieg des Lebensstandards von den 1930er Jahren trennen, steht heute nicht weniger auf dem Spiel als seinerzeit. Nicht die wirtschaftlichen Strukturen oder Institutionen sind es dabei, die diese Kontinuität ausmachen. Dafür hat sich zu viel verändert, und Krugman weiß das. Was Gegenwart und Vergangenheit unverändert miteinander verbindet, sind die gesellschaftlichen Strukturen und die Verfassung der Vereinigten Staaten, die Republik und die amerikanische Demokratie. Das ist es, was in der gegenwärtigen Krise auf dem Spiel steht, nicht anders als in den 1930ern. Nicht umsonst nennt Krugman seinen *New York Times*-Blog »das Gewissen eines Liberalen«.

Das Problem ist nur: Wenn der New Deal den zentralen Bezugspunkt darstellen soll, dann ist er für den keynesianischen Ökonomen Krugman eine erstaunlich unergiebigere Inspirationsquelle für den Umgang mit der aktuellen Krise. Krugman ist der Oberpriester einer expansiven Fiskalpolitik. Dies vor allem ist sein genuin keynesianischer Grundsatz. Die Geldmarktpolitik alleine wird nicht ausreichen. Ein massives Eingreifen des Staats ist unvermeidlich. Unter der Annahme eines großen Multiplikatoreffekts – also jenes Verhältnisses, in dem Staatsausgaben durch private Transaktionen vervielfacht werden, eine unter Ökonomen höchst umstrittene Zahl – würde ein Arbeitsbeschaffungsprogramm von einer Billion US-Dollar sämtliche etwa vorhandenen Strukturprobleme hinwegfegen. Das Problem für Krugman ist, dass die Regierung Roosevelt zwischen 1933 und 1940 nichts dergleichen vorlegte. Tatsächlich gab es während der längsten Zeit im New Deal kaum oder gar keine fiskalpolitischen Anreize seitens der Bundesregierung, wenn man die Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf die staatlichen Etats berücksichtigt. Wie Christina Romer, die erste Vorsitzende von Obamas Wirtschaftsberatern und selbst eine Wirtschaftshistorikerin, in einer Reihe grundlegender Aufsätze nachwies, war die Erholung der US-Wirtschaft von der Großen Depression substanziell.²⁸ Sie wurde aber durch geldpolitische Maßnahmen ange-

28 Christina D. Romer, »What Ended the Great Depression?«, in: *Journal of Economic History*, Bd. 52, Nr. 4 (Dezember 1992), S. 757–784.

stoßen – die Stabilisierung des Bankensystems und die Aufgabe des Goldstandards. 2009 plädierte Romer daher in ausdrücklich kontrafaktischer Weise für ein großes fiskalpolitisches Paket: Die Fiskalpolitik habe bisher nicht funktioniert, weil sie noch nicht ausprobiert worden sei. Krugman ist sich seiner Sache bezeichnenderweise sicherer. Es *gab* ein großes fiskalpolitisches Experiment unter der Regierung Roosevelt. Aber es war nicht der New Deal, der den Impuls dafür lieferte, sondern der Krieg. Ab 1940 wirkte die Bestellung von Rüstungsgütern durch Washington und London wie ein gewaltiges Konjunkturprogramm, das sämtliche Befürchtungen vor einer möglicherweise strukturellen Arbeitslosigkeit beiseitewischte und die Vollbeschäftigung wiederherstellte. Krugman geht aber noch weiter. Tatsächlich wurde auch in den 1930er Jahren ein fiskalpolitisches Experiment durchgeführt, und zwar nicht nur in den Vereinigten Staaten. Um dieses Argument anzubringen, bezieht sich Krugman auf eine Reihe gemeinsamer Aufsätze der Wirtschaftshistoriker Barry Eichengreen und Kevin O'Rourke. Seit 2009 vergleichen die beiden Autoren die Entwicklung der weltweiten Rezession und Markterholung mit der globalen Erfahrung der Jahre 1929 bis 1939. Auf dieser Grundlage schalteten sie sich auch entschieden in die Diskussion um die Effektivität der Fiskalpolitik ein. Im Spätsommer 2012 veröffentlichte der Internationale Währungsfonds zur Beschämung aller fiskalpolitischen Falken, vor allem aber derer in Berlin, einen Bericht, in dem verstohlen eingeräumt wurde, dass der Effekt konjunktureller Stimuli weitaus größer war, als der IWF und andere Multiplikatoren der Mehrheitsmeinung bislang anerkannt hatten.²⁹ Die Folgen einer sich auf die gesamte Eurozone erstreckenden Austeritätspolitik dürften insofern katastrophal ausfallen. Eichengreen und O'Rourke nutzten diese Gelegenheit, um noch einmal an einen Aufsatz zu erinnern, den sie schon zwei Jahre zuvor veröffentlicht hatten. Der Text behandelt ein ähnliches Thema vor einem wesentlich düsteren Hintergrund – den weltweiten Rüstungswettlauf der 1930er Jahre. Und er zeigt, dass die Rüstungsausgaben des japanischen Kaiserreichs, des faschistischen Italiens und Nazideutschlands in der Tat sehr starke Multiplikatoreffekte zeitigten.

Über dieses technische Resultat ist Krugman zweifellos entzückt. Aber er weiß natürlich, dass sich politisch in schweres Fahrwasser begibt, wer Mussolinis Überfall auf Abessinien als Beispiel erfolgreicher Konjunkturpolitik anführt. Wie er in seinem Blog bemerkt, wird die *New York Times* jedes Mal, wenn er derlei verkündet, mit beleidigenden E-Mails überschwemmt, die ihn der Kriegstreiberei bezichtigen. Die üblichen Verweise auf Hitler musste er in seinem Blog bereits

29 IMF, *World Economic Outlook*, Oktober 2012, S. 41–43.

unterbinden. Verständlicherweise ist seine Reaktion auf derartige Vorhaltungen sarkastisch, war er doch einer der lautstärksten Gegner von Bushs Kriegen. Und obwohl er es nicht an die große Glocke hängt, verdankt Krugman sein Leben der Tatsache, dass seine Großeltern sich auf den langen Weg von einem »verlorenen« Shtetl in Brest-Litowsk in die Vereinigten Staaten aufmachten. Aber so berechtigt seine Frustration auch sein mag, ist Krugman doch nicht ganz unschuldig an derartigen Reaktionen. Es genügt eben nicht, seine Kritiker einfach als Dummköpfe abzutun. Ihre Verwirrung ist eine Folge der Gehirnakrobatik, mit der Krugman zwischen den historischen Registern wechselt. Wenn er begeistert passende empirische Befunde über kriegshetzerische faschistische Regime mobilisiert, um den Ruf nach Staatsausgaben in der Gegenwart zu untermauern, dann erwartet er unser Verständnis dafür, dass er dies im Stil eines politisch und geschichtlich unbeteiligten Technikers tut und nicht für die Art von Politik eintritt, die jene expansive Fiskalpolitik realiter ermöglichte. Er nutzt die Geschichte im Reinhart-und-Rogoff-Modus. Die Vergangenheit wird nicht wie etwas behandelt, das unsere Gegenwart bestimmt, oder wie ein historischer Moment, dem es nachzueifern gälte, sondern schlicht als ein Fundus, eine Fundgrube an technischen Daten.³⁰ Dann macht Krugman geltend: »Die Ökonomie ist kein moralisches Lehrstück. Sie ist keine glückliche Geschichte, in der die Tugend belohnt und das Laster bestraft wird.«³¹ Flexibilität gehört zu Krugmans Methode. Auf der einen Seite kann er Eichengreens und O'Rourke's technische Ergebnisse für seine Zwecke heranziehen – als technische Ergebnisse. In diesem Moment ergreifen wir keine Partei für bedrängte Abessinier oder die Volksfront. Wir nutzen einfach die Daten für unsere eigenen Zwecke. Nicht viel anders verhält es sich, wenn er im ungeduldig-keynesianischem Ton zu uns spricht. Wenn er abwinkend darauf besteht, dass wir Geld für irgendetwas ausgeben sollten, buchstäblich irgendetwas, dann sollen wir das nicht für sein letztes Wort halten. Er ist nicht wirklich der Meinung, dass uns die Schwierigkeit, ein dauerhaftes Wirtschaftswachstum durch staatliche Politik zu erzielen, der Notwendigkeit enthebt, die wahrscheinlichen langfristigen Folgen unserer kurzfristigen Entscheidungen zu bedenken. Immerhin hat er an anderem Ort eine kritische Interpretation der jüngeren US-amerikanischen Geschichte entfaltet und sich dabei auch zu den Hoffnungen geäußert, die sich fortschrittlich gesinnte Geister machen können. Doch funktioniert dieser Aufspaltungsprozess auch in umgekehrter Richtung: Mitunter gestattet sich Krugman bei der Analyse der

30 Der Verweis auf Abessinien findet sich in Paul Krugman und Robin Wells, »Our Giant Banking Crisis – What to Expect«, in: *New York Review of Books*, 13. Mai 2010.

31 Blogeintrag »Economics Is not a Morality Play«, 28. September 2010.

jüngsten Geschichte oder der Science-Fiction-Vision einer fernen Zukunft einen düsteren Pessimismus, der sich nicht nur mit dem optimistischen Möglichkeitssinn beißt, von dem seine politischen Kolumnen geprägt sind, sondern auch mit den kontrafaktischen Möglichkeiten, die er in seinen breitgefächerten vergleichenden und technischen Analysen gerne anführt. Wann immer er einen Schachzug macht, möchte Krugman gewürdigt wissen, dass er eigentlich schon wieder »woanders« in seiner Argumentation ist. Wie aber, wenn wir einmal versuchen, ihn festzunageln? Bezüglich der Zwischenkriegszeit stellt Krugman drei unterschiedliche Behauptungen auf:

1. Unter dem forensischen Mikroskop der rückblickenden quantitativen Analyse bewies die faschistische Wiederaufrüstung die Existenz eines bedeutenden fiskalpolitischen Multiplikators.

2. Wie Krugman aber aus seinen unermüdlichen Debatten in der Gegenwart weiß, ist es politisch problematisch, ein Ausgabenprogramm in der Größenordnung der faschistischen Wiederaufrüstung durchzusetzen. Mit seinen eigenen Worten: »Politik. Intellektuelle Desorientierung. Schwerfälligkeit. Deplatzierte Ängste« stehen einer angemessenen politischen Antwort auf die Herausforderungen im Weg. Und genau das macht den Unterschied zu einer Diktatur aus. »Aus ökonomischer Sicht ist an Rüstungsausgaben nichts Besonderes, auf der politischen Ebene jedoch schaffte es Hitler, sich über die üblichen Einwände gegen einen Stimulus hinwegzusetzen.« Mit anderen Worten: Es bedurfte einer extrem unnormalen Politik, um die notwendigen Energien für einen Durchbruch zu bündeln.³²

3. Die amerikanische Demokratie litt in den 1930er Jahren an ihrem üblichen Patt zwischen den Lagern und war also nicht in der Lage, mit dieser Leistung mitzuhalten, bis sie durch den Krieg zum Handeln gezwungen wurde. Viel besser wäre es gewesen, wenn die Depression »mit massiven Ausgaben für nützliche Dinge, für Straßen und Schienen und Schulen und Parks überwunden worden wäre. Doch der politische Konsens für Staatsausgaben in hinreichender Größenordnung kam nie zustande; dafür brauchten wir Hitler und Hirohito.«³³

Wir wissen, dass die politische Hängepartie in Krugmans Augen heute wahrscheinlich sogar noch lähmender ist als in den 1930ern. Trotzdem setzt er sich unbeirrt für ein Ausgabenprogramm in der Größenordnung von dem des Zweiten Weltkriegs ein, ein Programm, das auf der Grundlage statistischer Erkenntnisse über die Größe des Multiplikators im Rüstungswettlauf der 1930er Jahre berechnet ist, während er zugleich indigniert darauf besteht, kein Kriegsbefürworter

32 Blogeintrag »Economics Is not a Morality Play«, 28. September 2010.

33 Ebd.

zu sein. Wie sollen wir uns darauf einen Reim machen? Widerlegt insbesondere die Logik seiner historisch-politischen Analyse (Geschichte als Strukturierung) nicht die Möglichkeit des Handelns (Geschichte als Augenblick der Offenbarung), die seine kaltblütige Berechnung der realwirtschaftlichen Auswirkungen des Rüstungsbooms (Geschichte als Datensatz) impliziert? Ist ein wahrhaft gigantisches Konjunkturprogramm ohne den Hintergrund eines heißen oder kalten Krieges eine plausible kontrafaktische Annahme für die Vereinigten Staaten?

Wem die intellektuellen Debatten der Linken im 20. Jahrhundert vertraut sind, dem müsste diese Sackgasse bekannt vorkommen. Krugmans Denken spiegelt die Art von Problemen wider, an denen die Tradition des westlichen Marxismus von Lukács bis hin zu Sartres und Castoriadis' Schriften der 1960er und 1970er Jahre zerbrach.³⁴ Wie soll man eine positivistische Gesellschaftswissenschaft mit einem komplexen Bewusstsein historischer Determination zusammenbringen und beides in ein politisches Kalkül einbeziehen, für das die Zeit weder ein Verstrickungszusammenhang noch ein Parameter in der Definition eines Datensatzes ist, sondern eine unvorhersehbare Folge von Augenblicken und Gelegenheiten, die Einsichten erlauben und Handeln ermöglichen? Noch in seiner ambitioniertesten Gestalt mühte sich der westliche Marxismus vergeblich daran, eine schlüssige Antwort auf diese Frage zu formulieren. Seit den 1970er Jahren ist der Versuch – wie die Geschichtsphilosophie ganz allgemein – im Wesentlichen aufgegeben worden. Seinen Schriften und seiner Ausbildung nach zu urteilen, dürfte Krugman mit diesem spezifischen Dilemma nie konfrontiert gewesen sein. Umso faszinierender ist es, dass er selbst eine höchst aufschlussreiche Erklärung der tieferen Quellen seines Denkens über die Geschichte, über Expertenwissen und politisches Handeln anbietet.

In autobiographischen Überlegungen aus der Zeit nach der Auszeichnung mit dem Nobelpreis beschrieb Krugman sein häusliches und schulisches Vorstadtleben in den 1960er Jahren als völlig banal – mit Ausnahme »dieser Science-Fiction-Romane. Ja, sie könnten durchaus der Grund dafür gewesen sein, dass ich mich für die Wirtschaftswissenschaft entschieden habe. Wer Science-Fiction gelesen hat, kennt vielleicht die klassische *Foundation*-Trilogie von Isaac Asimov. Es handelt sich um einen der wenigen Science-Fiction-Zyklen, die sich mit Sozialwissenschaftlern beschäftigen – den »Psychohistorikern«, die ihre Kenntnisse der sozialen Mathematik dazu nutzen, die Zivilisation zu

34 Meilensteine dieser Tradition: Georg Lukács, *Geschichte und Klassenbewusstsein* (1923), Jean-Paul Sartre, *Kritik der dialektischen Vernunft* (1960), sowie Cornelius Castoriadis, *Gesellschaft als imaginäre Institution* (1975).

retten, als das galaktische Imperium zusammenbricht. Ich liebte die *Foundation*-Romane, und in meiner frühen Jugend war es meine geheime Fantasie, später einmal Psychohistoriker zu werden. Leider gibt es so etwas (noch) gar nicht.« Wie Krugman in Yale herausfand, wo er sich als Student mit Asimovs Psychohistoriker-Held Hari Seldon im Kopf einschrieb, nur um festzustellen, dass sich die echte akademische Geschichtsschreibung »viel zu sehr mit dem Was und dem Wann beschäftigte und nicht genügend mit dem Warum«. Also entschied er sich für die Wirtschaftswissenschaft. Die Ökonomie, wie er Larissa MacFarquhar für den *New Yorker* erzählte, studierte dieselbe unendlich komplizierte soziale Realität wie die Geschichte, suchte aber, statt ihre Komplexität nur zu erhellen, nach Mustern und Regeln, die diese Komplexität vereinfachten. »Warum gab es in manchen Gesellschaften Leibeigene oder Sklaven und in anderen nicht? Da konnte man über die Kultur sprechen und den Nationalcharakter und das Klima und den Sittenwandel und über Helden und Aufstände und die Geschichte der Landwirtschaft und Römer und Christen und das Mittelalter und über alles andere auch.« Oder man konnte, wie Krugmans Professor Evsey Domar, »argumentieren, dass es keinen Sinn hat, Bauern zu versklaven, die kaum genug zum Überleben haben, weil sie einem nichts geben können; steht aber fruchtbares neues Land zur Verfügung, dann macht es Sinn, sie zu versklaven, weil man die Differenz zwischen ihren Erträgen und dem abschöpfen kann, was es braucht, um sie am Leben zu erhalten. Plötzlich bewirkte eine einfache Geschichte, dass ein großes und rätselhaftes Stück Realität einen Sinn ergab.«³⁵

Tatsächlich fand Krugman später heraus, dass dieser Unterschied zwischen Geschichtsschreibung und Volkswirtschaftslehre seine eigene Geschichte hat – »eine Entwicklung, die Keynes mit herbeigeführt hatte«, wie er MacFarquhar sagte. An den amerikanischen Universitäten hatte »die Nationalökonomie in den 1920ern und 30ern der Geschichtsschreibung geglichen: Der Institutionalismus gab den Ton an und betonte im Gegensatz zur neoklassischen Volkswirtschaft die komplizierten Interaktionen zwischen politischen, sozialen und ökonomischen Institutionen sowie die komplizierten Motive, die das wirtschaftliche Verhalten der Menschen steuern.« Dann, erklärt Krugman und klingt hier wie Akerlof und Shiller, »kam die Depression, und die eine Frage, auf die die Leute von den Ökonomen eine Antwort wollten, lautete: ›Was sollen wir tun?‹« – »Die Institutionen-Ökonomen sagten: ›Na ja, es ist ein sehr schwerwiegendes Problem,

35 Larissa MacFarquhar »The Deflationist. How Paul Krugman found politics«, *The New Yorker*, 1. März 2010, http://www.newyorker.com/reporting/2010/03/01/100301fa_fact_macfarquhar#ixzz2LqvilT2C.

sehr komplex, ich meine, man muss bedenken, was 1890 passierte«, erzählt Krugman. Keynes hingegen »kam aus der modellbasierten Tradition, selbst wenn die nach modernen Standards etwas wacklig auf den Beinen war, und sagte im Grunde: ›Legt diesen Hebel um.‹ Legt diesen Hebel um – drückt mehr Geld, gebt mehr Geld aus – und das mit dem Hebelumlegen funktionierte. Die Hebelökonomie war für jemanden mit Krugmans intellektuellem Temperament nicht nur befriedigend; sie hatte auch, wie ihm später deutlich wurde, eine politische Bedeutung. Wirtschaftliche Situationen als unendlich komplex zu begreifen, mit beliebig vielen Ursachen, die bis in die ferne Vergangenheit zurückreichen, pflegte zu einer gewissen Form von Fatalismus zu führen: Wenn die Ursprünge einer Krise tief mit der Kultur eines Landes verwoben waren, dann war die Krise unausweichlich, vielleicht unlösbar – und sogar verdient.«³⁶

Für Krugman ist es, mit einem Wort, gerade die Unvollständigkeit der historischen Erklärung, das ihm Hoffnung verleiht. Der Freiraum für Analyse und Handeln hängt davon ab, dass die Wirklichkeit nicht vollständig determiniert ist. Er hängt davon ab, dass wir nicht eruieren können oder es auch gar nicht versuchen sollten, wie genau die Schlacht und damit der Krieg und damit die Geschichte wegen eines fehlenden Schuhs verloren ging. Aufgrund dieser Unvollständigkeit, dieser Unmöglichkeit einer allumfassenden Meisterwissenschaft von der Gesellschaft, ist Krugman ständig in Bewegung. Sie schafft die Gelegenheiten für die kreative Arbitrage zwischen verschiedenen Wissensformen und Interventionsmöglichkeiten – die etwa auch darin bestehen kann, einen Wirtschaftsnobelpreis für handelstheoretische Analysen zur Grundlage seines politischen Widerstands gegen den Irakkrieg zu machen und umgekehrt. Da aber Krugman nicht minder von seiner permanenten Frustration als von seinem Möglichkeitssinn angetrieben wird, kann ihn die Suche nach Lösungen an ziemlich verstörende Orte führen.

Ein Weg, sich an der Quadratur des Kreises aus der Sehnsucht nach einem Wandel, der hypothetischen Möglichkeit einer besseren Zukunft und den frustrierenden Umständen der Gegenwart zu versuchen, besteht darin, einen *deus ex machina* heraufzubeschwören, will sagen, eine »revolutionäre« Erhebung gegen die bestehende Ordnung. Und Krugman ist sich über die Anziehungskraft eines erlösenden Helden, »der in der Lage wäre, die Dinge zu bewegen«, zweifellos im Klaren. »Tatsache ist«, behauptet er, »dass die große Depression im Wesentlichen dank eines Typen namens Hitler beendet wurde. Er bewirkte eine menschliche Katastrophe, die allerdings auch mit gewal-

36 Ebd.

tigen Staatsausgaben verbunden war.«³⁷ Dagegen war Obama trotz der überweltlichen Rhetorik, die mit seiner Wahl einherging, eine Enttäuschung. Es gab natürlich keine »menschliche Katastrophe«, sondern nur eine verpasste große Gelegenheit, eine Bewegung für den Wandel zu organisieren. Trotz des moralischen und finanziellen Bankrotts der Wall Street blieb die Regierung untätig, mit ernst zu nehmenden Konsequenzen: »Mein Gefühl sagt mir, dass die Leute angesichts dieser Katastrophe ein Zeichen brauchten, eine Art symbolisches Bewusstsein dafür, wer die Schuld trägt.« Weil er es versäumte, einen Feind zu definieren, trug Obama dazu bei, ein politisches Monster zu erschaffen, die Tea Party, »die jetzt auf der Bildfläche erschienen ist und ihn gebissen hat. Wenn man nicht mit dem Finger auf die Leute zeigt, die das Problem in Wirklichkeit verursacht haben, dann zeigen die irgendwann mit dem Finger auf dich.« Einer der großen Unterschiede in den 1930er Jahren habe darin bestanden, beharrt Krugman, dass es damals ernsthafte Untersuchungsausschüsse zum Wall-Street-Desaster gab. »Es wurde der ernst zu nehmende Versuch unternommen, die Übeltäter namhaft zu machen. Diesmal sind die politischen Machthaber voller Panik, dass die Wall Street wütend auf sie werden könnte.«³⁸

Lässt sich vielleicht ein anderer Feind finden? Krugman selbst wären zweifellos Ausgaben für die zivile Infrastruktur lieber als solche für Rüstungsgüter. »Überall auf der Welt investiert man kräftig in Infrastruktur und Bildung, nur nicht bei uns. Das hier ist das Land des Erie Kanals und der Interstate Highways. Der Erie Kanal war ein riesiges Infrastrukturprojekt, das ohne private Investoren oder öffentlich-private Partnerschaft finanziert wurde. Können Sie sich vorstellen, so etwas im Amerika des 21. Jahrhunderts hinzubekommen? Wir sind in den vergangenen zweihundert Jahren wirklich hinter eine Einsicht zurückgefallen, die wir schon einmal hatten: dass man hin und wieder gewisse Dinge tun muss.« Andererseits: »[W]enn es hieße, wir werden von Außerirdischen bedroht und müssen aufrüsten, um uns zu verteidigen, dann hätten wir binnen anderthalb Jahren Vollbeschäftigung.«³⁹ Ein sehr viel irdischeres und umso beängstigenderes Feindbild findet sich in einem Artikel, den Krugman zusammen mit Robin Wells in jenem hoffnungslosen Winter 2010/2011 schrieb, als die Tea Party im Triumphzug auf den Kongress marschierte.⁴⁰ Krugman und Wells ließen zunächst die begrenzten Vorhaben Revue pas-

37 Krugman, *Playboy*-Interview.

38 Ebd.

39 Ebd.

40 Paul Krugman und Robin Wells, »Where Do We Go from Here?«, in: *New York Review of Books*, 13. Januar 2011. Man beachte auch den aggressiven Ton in Paul Krugman, »Taking on China«, in: *The New York Times*, 30. September 2010.

41 Diesmal ist es wirklich anders

sieren, die Obama vielleicht noch mittels einer Verfügung des Präsidenten am Kongress vorbei durchsetzen könnte. Dann verfielen sie auf eine andere Möglichkeit, wie die Republikaner auf dem falschen Fuß zu erwischen wären. Obama, argumentierten sie, sollte China wegen seiner Währungsmanipulation herausfordern und auf diese Weise die Reihen um sich schließen. Angesichts des chinesischen Handelsüberschusses und des Widerstands, den China und Deutschland im Herbst 2010 gegen Bernankes Bemühungen um fiskalpolitische Anreize leisteten, gab es wirtschaftliche Gründe für diese Aufforderung. Dennoch handelte es sich um eine politische, nicht um eine technisch-ökonomische Empfehlung:

»Auch könnten die Demokraten fordern, dass sich die Regierung – genauer, das Finanzministerium – des Problems der chinesischen Währungsmanipulation annimmt, die den Kurs des Renminbi gegenüber dem Dollar künstlich niedrig hält. Zwar ist Chinas Vorgehensweise nicht der wichtigste Faktor für unsere wirtschaftliche Malaise, aber doch einer der Faktoren. Das beispiellose Ausmaß der chinesischen Wechselkursmanipulation dämpft die Nachfrage nach US-Produkten, die unsere schwächelnde Wirtschaft so dringend braucht, und führt zu einer Verlagerung unsere Importe aus Ländern wie Mexiko, die im Gegenzug viel eher zum Kauf amerikanischer Güter neigen. Die offensichtliche amerikanische Antwort darauf sollte lauten, Ausgleichsabgaben auf chinesische Exporte anzudrohen und, wenn nötig, auch wirklich zu erheben [...]. Ein solcher Schritt fände im Kongress überwältigende Unterstützung seitens der Demokraten und brächte die Republikaner, wenn sie ihn blockieren wollten, in Verlegenheit.«⁴¹ Noch im Februar 2012 ließ sich Krugman mit den Worten vernehmen, dass »uns China unter den gegenwärtigen Umständen – mit Massenarbeitslosigkeit und dem völligen Fehlen politischer Hebel, um irgendetwas dagegen zu unternehmen – schadet, Punkt. Daran ist nichts zu deuteln. Die chinesische Politik ist heute unser Feind.«⁴²

Natürlich ist ein Handelskrieg mit China zu dem Zweck, das Lager der Demokraten zu einen, nicht dasselbe wie ein offener Krieg mit dem japanischen Kaiserreich und Hitlerdeutschland, geschweige denn ein grundloser Angriff auf Abessinien. Das historische Beispiel, das Krugman anführt, sind die Strafsteuern auf unterbewertete Importe aus Deutschland und Japan unter Nixon: nichts, woraus man einen Weltenbrand macht. Zudem ist Krugman im Lauf des Jahres 2012 ganz von diesem Thema abgerückt:⁴³ Auf der Grundlage der Statistik gebe es guten Grund zu der Annahme, dass die Wechselkurse dank der rasan-

41 Krugman und Wells, »Where Do We Go from Here?«.

42 Krugman, *Playboy*-Interview.

43 Blogeintrag »An Issue Whose Time Has Passed«, 22. Oktober 2012.

ten chinesischen Inflation nicht mehr grundsätzlich falsch bewertet seien. Ein Umstand, der es Krugman praktischerweise erlaubte, Präsidentschaftskandidat Mitt Romney eins auszuwischen, dem er vorwarf, er betreibe »Wahlkampfgetöse, um sich als Hardliner hinzustellen«. Nur war taktisch motiviertes »Getöse« genau das, was Krugman nach der Wahlschlappe von 2010 selbst befürwortet hatte. Diese Versuchung lauert hinter jedem Verlangen nach dramatischer nationaler Selbstbehauptung, zumal wenn sie sich nicht nur als ein Aufbegehren gegen innenpolitische Zwänge, sondern als die dringend gebotene Konfrontation auf der internationalen Bühne ausdrückt. Nicht umsonst treibt viele progressive Linke in Amerika die Furcht um, die Parameter von Amerikas nationaler politischer Zahlenlehre könnten es nötig machen, historische Augenblicke einer Neubegründung des Staatswesens mit einer Konfrontation im Innern oder Äußern zu verbinden.

III.

Fragen der Souveränität stehen natürlich auch im Mittelpunkt der europäischen Krise. Die Eliten sind freilich inständig darum bemüht, die nationalistischen Impulse zu zügeln, die im wirtschaftspolitischen Diskurs Amerikas von Republikanern wie Demokraten gleichermaßen mit so unverblütem Mangel an Zurückhaltung artikuliert werden. Ungeachtet der Krugman'schen und Romney'schen Tiraden bedeutet dies aber nicht, dass es nicht auch in Amerika ein klares Bewusstsein für die gewaltigen Interdependenzen der Weltwirtschaft gäbe. Die militärische Hypermacht Amerika ist der größte Schuldner der Welt. Es ist populär geworden, von den kommenden Herausforderungen zu sprechen. Geschichten vom Aufstieg und Fall großer Mächte erfreuen sich neuer Beliebtheit. Manche Strategen spekulieren über einen apokalyptischen Zusammenstoß im Südchinesischen Meer. Den politischen Insidern aber ist klar, dass sich die Vereinigten Staaten im Lauf der vergangenen zehn Jahre bereits in einen historischen Prozess verstrickt haben, der Amerikas absolute wirtschaftliche Souveränität erheblichen Beschränkungen unterwirft.

In seinem enorm einflussreichen Aufsatz zur sogenannten globalen »Ersparnisschwemme« im Jahr 2005 betonte Ben Bernanke den gewaltigen Zufluss von Geldern aus den Überschusswirtschaften Asiens und Europas mit ihrer hohen Sparquote. Indem sie ihre Währungen einseitig zu unterbewerteten Kursen an den Dollar banden, häuften große Exportwirtschaften aus der Peripherie dauerhaft Überschüsse an, die anschließend in die Vereinigten Staaten zurückflossen und dort die Zinsen in den Keller trieben. Dadurch wurde die Federal Reserve jedes wirksamen Mittels beraubt, die Aufwärtsspirale des amerikanischen Kreditbooms zu bremsen. Obwohl das Ausmaß der Zuflüsse

nicht zu leugnen ist, wurde Bernanke weithin dafür kritisiert, lediglich die US-Finanzbehörden von dem Vorwurf entlasten zu wollen, dass sie nicht zu einer durchgreifenden Regulierung ihrer Banken- und Hypothekensektoren imstande seien. Doch reduziert man die Argumentation damit einmal mehr auf die nationale politische Debatte und übersieht Bernankes zentralen Punkt. Was der künftige Notenbankchef hervorhob, war der Umstand, dass die Federal Reserve die Kontrolle über die Zinssätze verlor, den wichtigsten Hebel volkswirtschaftlicher Politik. Darüber hinaus deutete Bernanke ein weiteres Argument an, das mit deutlicheren Worten von Raghuram Rajan und Martin Wolf, sprich den leitenden Wirtschaftskolumnisten der einflussreichen *Financial Times*, vorgebracht wurde: Ausgelöst wurde die neue Strategie der asiatischen Staaten nämlich durch ihre Erfahrungen mit der Launenhaftigkeit des internationalen Finanzsystems seit dem Zusammenbruch von Bretton Woods in den 1970er Jahren. Der asiatischen Finanzkrise von 1997/1998 waren die lateinamerikanische und die mexikanische Schuldenkrise der 1980er und 1990er Jahre vorausgegangen. Im Westen wird leicht vergessen, dass die Demütigungen, die insbesondere vom Internationalen Währungsfonds 1997 Indonesien zugefügt wurden, einen unvergesslichen Eindruck hinterließen, einen Eindruck, der durch das argentinische Desaster nur noch einmal unterstrichen wurde. Die Einbindung in die Weltwirtschaft bot ihnen große Vorteile, doch konnten die Volkswirtschaften an der Peripherie, wie sie feststellen mussten, von den internationalen Institutionen weder Stabilität noch Hilfspakete zu akzeptablen Konditionen erwarten. Die Strategie, asiatische Währungen zu unterbewerteten Kursen an den Dollar zu binden, war ein Instrument des Risikomanagements und der Selbstbehauptung innerhalb der internationalen Wirtschaft, in dem sich tiefgreifende und unverarbeitete Probleme in deren institutionellem Gefüge niederschlugen.

Die Gruppe von Ökonomen der Deutschen Bank, die 2003 zuerst die Bedeutung des Phänomens »Wechselkursanbindung« entdeckte und es auf den Namen »Bretton Woods II« taufte, tat dies, weil sie es für eine überaus funktionale und intern stabile Einrichtung hielt, die von Dauer zu sein versprach.⁴⁴ Die Überschussländer an der Peripherie würden letztlich ins Zentrum des Systems aufsteigen, wie Japan und Deutschland es vorgemacht hatten. Doch handelte es sich um eine noch nie dagewesene und furchteinflößende Interdependenz. Bereits im März 2004 hatte Clintons ehemaliger Finanzminister Lawrence Summers davor gewarnt, dass die Stabilität der Welt inzwischen von

44 Michael P. Dooley, David Folkerts-Landau und Peter Garber, »An Essay on the Revived Bretton Woods System«, NBER Working Paper 9971, September 2003, <http://www.nber.org/papers/w9971>.

einem »Gleichgewicht des finanziellen Schreckens« abhängen – als ginge erneut das Gespenst des Kalten Krieges um.⁴⁵ Das erschreckende Risiko war das der gegenseitigen finanziellen Vernichtung. Das Vertrauen in den amerikanischen Anleihemarkt konnte verlorengehen, was den Dollarkurs abstürzen lassen und die Zinssätze in die Höhe treiben würde. China wiederum erlitt Portfolioverluste epischen Ausmaßes und müsste zusehen, wie ein jäh ansteigender Wechselkurs sein exportgestütztes Industrialisierungsprogramm zerstört und massive soziale Unruhen auslöst. Obwohl sich dieses Albtraumhafte Szenario nicht ausschließen lässt, ist die Stabilität der pazifischen Achse der Weltwirtschaft seit 2007 bemerkenswert. Trotz des Affentheaters im Kongress hat es keinen Ausverkauf des Dollars gegeben. Der Erdbebensturz erfolgte nicht auf dem Devisenmarkt oder im US-Anleihemarkt, wo die Renditen bei nahezu null liegen, sondern in dem Berg an privaten Krediten in den Vereinigten Staaten. Doch auch wenn Bretton Woods II für den Augenblick stabil ist, geht dieser Befund an der eigentlichen Frage vorbei. Wie geht die Geschichte aus? Bretton Woods I löste sich 1971 auf und bereitete damit die Bühne für eine globale Stagflation und ein unbeständiges System floatender Wechselkurse. Europa reagierte darauf mit einer Reihe von Projekten zur geldwirtschaftlichen Koordination, die in den Euro mündeten. Wie könnte sich die Geschichte von Bretton Woods II entwickeln?

Wie Krugman scheinen die Fed und das amerikanische Schatzamt entschlossen, Bretton Woods II zu gegebener Zeit den Weg seines Vorgängers gehen und einem wahrhaft globalen System freier Wechselkursraten weichen zu lassen, in dem der Renminbi gegen den Dollar, den Yen und den Euro floatet. Im gegenwärtigen System setzt die gewaltige Geldmengenausweitung in den Vereinigten Staaten all diejenigen unter erheblichen Druck, die ihre Wechselkurse beibehalten wollen. In den Vereinten Nationen, dem IWF und der G20 aber wächst die Ungeduld mit der amerikanischen Position. Dieser Umstand fand im Herbst 2012 in der bemerkenswerten Entscheidung des IWF Ausdruck, Kapitalkontrollen bedingt gutzuheißen, mit denen sich die peripheren Länder vor Zuflüssen von US-Kapital zu schützen versuchten.⁴⁶ Damit war ein wirklich zentrales Element des Washingtoner Konsenses hinfällig und darüber hinaus deutlich geworden: Exportfördernde Industrialisierungsstrategien werden unterstützt, selbst wenn das zu Lasten der freien Kapitalbewegung geschieht und globale Ungleich-

45 Lawrence H. Summers, »The United States and the Global Adjustment Process«, Peterson Institute for International Economics, 3rd Annual Stavros S. Niarchos Lecture, 23. März 2004.

46 IMF, »The Liberalization and Management of Capital Flows. An Institutional View«, 14. November 2012.

gewichte verstetigt. Legt dies nahe, dass die Geschichte von Bretton Woods II anders verlaufen könnte als die seines Vorläufers? Könnte sich Bretton Woods II, statt auf einen Zusammenbruch wie in den 1970ern zuzusteuern, auf eine Reise zurück in die Zukunft begeben? In einer selbstbewussten historischen Reprise waren es gerade die Gründungsmomente der Nachkriegsära, auf die sich der chinesische Zentralbankchef Zhou Xiaochuan im März 2009 mit einer vielzitierten Rede berief, in der er zu einer grundlegenden Währungsreform aufrief.⁴⁷ Angesichts der gegenwärtigen Krise erinnerte er sein Publikum an die 1944 getroffene Grundsatzentscheidung, ein Weltfinanzsystem auf der Basis einer nationalen Währung, des US-Dollar, zu schaffen – statt auf Basis einer synthetischen Währung wie des Bancor, die Keynes bevorzugt hatte. Amerikas starke Hand verfälschte Keynes' Masterplan. Richtig in Kraft trat Bretton Woods erst 1957. Bereits in den 1960er Jahren erwiesen sich die Ungleichgewichte in dem dollarbasierten System als untragbar. Nach nur 14 Jahren Normalbetrieb war Bretton Woods Geschichte. Ob es heute nicht an der Zeit sei, aus dieser Erfahrung zu lernen, fragte Zhou Xiaochuan. Ist es nicht an der Zeit, zu einem wahrhaft globalen Währungssystem überzugehen, das nicht auf dem Dollar oder auf Gold, sondern auf einer synthetischen, »super-souveränen«, kollektiv gesteuerten Reservewährung basieren würde? Dies sind nicht die Anmerkungen eines postkolonialen Intellektuellen, der zur Provinzialisierung Europas aufruft. Es handelt sich vielmehr um die Forderungen einer wachsenden asiatischen Macht, die zugleich Amerikas größter offizieller Gläubiger ist. Selbstbewusst leiten sie sich von der Geschichte des transatlantischen Systems selbst ab und wurden prompt von einer hochrangigen Kommission der Vereinten Nationen unter dem Vorsitz von Joseph Stiglitz befürwortet.⁴⁸ Was auch immer aus diesem chinesischen Vorstoß werden mag – der Notenbankchef räumte ein, dass es für eine solche Reform eines »außergewöhnlichen politischen Weitblicks und Mutes« bedürfte –, so markiert er doch gewiss einen Wendepunkt. Seitdem es eine moderne Weltwirtschaft gibt, hat es noch kein derartiges multilaterales Gespräch über ihre Geschichte und Zukunft gegeben. Möge uns dies als Mahnung dienen, dass die Tage, in denen der transatlantische Taubstumendialog zwischen Europäern und Amerikanern die Definition unserer kollektiven Gegenwart wie selbstverständlich monopolisiert, bald Geschichte sein könnten.

Aus dem Englischen von Michael Adrian

47 Zhou Xiaochuan, »Reform of the International Monetary System«, 23. März 2009, <http://www.bis.org/review/r090402c.pdf>.

48 UN, »Report of the Commission of Experts of the President of the UN General Assembly on Reforms of the International Monetary and Financial System«, 21. September 2009.

Summary

The current economic crisis is an event of historical importance. But what does that mean? In Europe, the crisis is located, above all, against the backdrop of the narrative of European integration and its tensions. In the United States, the crisis is narrated as a national narrative. This article explores a variety of key contributions to the debate in the United States by Carmen Reinhart and Kenneth Rogoff, George Akerlof and Robert Shiller as well as Raghuram Govind Rajan to reveal the grid of possibilities within which the crisis has been historicized. The crisis is seen as just another typical revelation of perverse human nature. It is seen as a moment of Keynesian revelation. Or it is seen as part of a structured process of development, which has called into question the American dream. The article then shows how Paul Krugman, the most influential commentator on the crisis, has deployed all three possibilities to energize his intervention. This flexibility gives him enormous rhetorical force. But the resulting aporia are resolved in Krugman's thinking by a periodic lapse into an alarming economic nationalism. Whether, in light of the rise of China, this mode of historicizing the crisis will survive long into the twenty-first century is open to question.